

10. Queerer Anerkennungsneid

Die Fragen, warum Queer Studies oder weshalb Forschungen zu Geschlecht und Sexualität überhaupt notwendig sind, offenbaren die perfiden Strategien in gewesenen, vorhandenen und zukünftigen Machtstrukturen, elementare Lebensbereiche zu tabuisieren und notwendige Prozesse von Anerkennung zu verhindern. Ganz unvermittelt wird die Argumentationspflicht eingefordert, sich für einen Themenbereich zu rechtfertigen, wobei zeitgleich verschleiert wird, dass es gar keine Notwendigkeit für diese Rechtfertigung gibt. Diese Formen der Hierarchisierung und Anerkennung sind allzu gut erforscht und bekannte Strategien einer machtvollen, gesellschaftlichen Auseinandersetzung.

Die hier dargelegten sozial-kulturellen Lebensbereiche sind nicht nur real und essenziell, sondern in ihrer Existenz das ausreichende Argument für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung. In einer vielfältigen Welt mit ebenso zahlreichen Erklärungsansätzen sind es nun einmal viele mögliche Ausgangspunkte, die die Darstellung von Zusammenhängen ermöglichen; die queere ist weder erhellender noch tiefschürfender als andere Perspektiven. Jedoch ist sie gewiss – für manche Subkulturen – näher an ihrer Lebenswelt und somit von eventuell höherer Relevanz. Diese argumentative Klarheit und gleichsam die Absege an einen sozialhistorischen Kolonialismus wird von kulturell dominanten Richtwerten gern unter Druck gesetzt, weswegen die Einnahme und Beibehaltung eines queeren Standpunktes einen relevanten Kraftaufwand bedeutet: persönlich, kulturell, sozial, politisch und akademisch.

Die Anerkennung eines Themas verlangt nicht zwangsläufig und unmittelbar nach wertschätzender Akzeptanz, sondern in einem ersten Schritt nach einer differenzierten Wahrnehmung des Themas an sich. Wohlstand Erfolg, Amusement, Sexualität, Schönheit und Kultur, aber auch die merklichen Zusätzungen sind queere Erscheinungsformen, die sich in einer subkulturellen Gemeinschaft darstellen und von vielen Individuen widergespiegelt werden. Queere Anerkennung bedeutet, Fakten, Hintergründen und fließendem Diskurs Raum zur Reflexion zu geben. Dessen Sichtbarkeit umfasst mehrheitliche und subkulturelle sowie reale und virtuelle Dimensionen und werden nicht nur von übergeordneten Kollektiven, sondern auch durch jede ganz persönliche Handlung gestaltet. Wert- und Geringschätzungen tragen permanent unzählige Facetten zu einer queeren Anerkennungsdynamik bei, entscheiden im Einzelnen und in der Betrachtung einer Gruppe, welche Mechanismen deutlich werden und welche verblassen beziehungsweise verdrängt werden. Allzu gern werden diese Geringschätzungen einer Mehrheitsgesellschaft zugeschrieben, doch – wie in der vorliegenden Abhandlung ersichtlich – ist dies zu kurz gegriffen. Vielmehr ist es die wohlbekannte Beschwichtigung von Vertreter*innen einer queeren Gemeinschaft, das eigene Versagen und die fehlende Solidarität, anderen zuzuschieben. Es gibt jene, die sich angepasst in einer queeren Gemeinschaft bewegen, sowie die Möglichkeit, sozial-kulturelle Facetten von Queerness auszuleben und andere Bereiche zu ignorieren, die unpassend oder unangenehm erscheinen. Diese Strategie lässt das eigene *Anderssein* richtig erscheinen und gibt Kraft, sich mit dem Ausschnitt der passenden queeren Gemeinschaft zu solidarisieren und die eigene Etablierung in einer nonqueeren Alltagswelt fortlaufend zu meistern.

Daraus können sich die beiden wohlbekannten Gefahrenzonen entwickeln, nämlich die einer erdrückenden Heteronormativität und jene einer überwältigenden Queerness. Es droht die prekäre Existenz zwischen zwei Welten, nämlich einerseits in jener der nonqueeren Leistungsgesellschaft, in der man ohne queeres Eingeständnis gleichberechtigt mitspielen kann. Und die queere Subkultur, die Begehren (sexuell, emotional, aber auch kulturell) bietet, jedoch mögliche vorhandene Toleranzbereiche einer akzeptierten Queerness überdehnen. Es

ist somit nicht nur ein Minority Stress¹ – also der Stress, als Minderheit permanent dechiffriert und beurteilt zu werden –, der entsprechende Auswirkungen entfaltet, sondern es sind gleichsam internalisierte Normen einer Mehrheitsgesellschaft, die großes Unverständnis für die unangepasste Gesamtheit der queeren Subkultur mit sich bringen. In der Konsequenz ist der Gedanke, einer Minderheit anzugehören, nur dadurch erdrückend, weil sich die Minderheit in ihrer vielfältigen Ausdrucksweise so unkontrolliert von eigenen Idealen (und normativen Idealisierungen) ausbreitet.

Verschiedene psychologische Tests versuchen, diesen Wahrnehmungswelten und deren inneren wie äußeren Veränderungen gerecht zu werden:

»More recently, scales have been designed to include assessment of attitudes toward and among bisexuals as well as gay men and lesbians [...] or to address this group specifically [...]. The stigma associated with bisexuality, though similar to homosexual stigma, has an added component of perceived instability or lack of legitimacy [...]. Indeed, bisexuals are often targets of prejudice from heterosexuals as well as gay men and lesbians who perceive bisexuality as a transitional or opportunistic identity [...]. Discrepancies between low levels of self-reported homophobia and observed behaviors have been documented and are arguably due to the fact that existing scales assess specific types of homonegativity that are no longer endorsed among the undergraduate samples typically studied [...]. Indeed, cultural acceptance has quickly outdated older scales, such that many items [...] appear extreme and are unlikely to be endorsed, particularly among university students. Rather than disappearing, LGB-bias has transformed over time. Hence, newer scales have been designed to assess these more subtle, modern attitudes toward LGB individuals [...].«²

-
- 1 Siehe: Ilan H. Meyer, Minority Stress and Mental Health in Gay Men, in: Journal of Health and Social Behavior, Vol. 36, No. 1 (1995), S. 38ff., DOI: <https://doi.org/10.2307/2137286> (6/2021).
 - 2 William S. Ryan, Jim Blascovich, Measures of Attitudes towards Sexual Orientation: Heterosexism, Homophobia, and Internalized Stigma, in: Gregory J. Boyle,

Der Minority Stress ist gerade hinsichtlich der fehlenden und gleichberechtigten Anerkennung alternativer Beziehungs- und Lebensformen nachvollziehbar, das Verständnis für die unangepasste Gesamtheit einer queeren Subkultur hingegen nicht. So soll dieses Phänomen folgend als queerer Anerkennungsneid benannt und einem Versuch der Erklärung unterzogen werden.

Das Modell des queeren Anerkennungsneids ist der theoretische Erklärungsversuch, die Absage queerer Individuen an eine anscheinend logische queere Solidarität zu beschreiben. Dabei sind die Überschreitung von Grenzen einer heteronormativen Wertschätzung ausschlaggebende Demarkationskorridore für emotionale Übergänge in Geringschätzung, Ablehnung und Aggression. Diese Korridore sind nur scheinbare Positionen, vielmehr kommt das queere Spiel um heteronormative Anerkennung einer individuell aufgebauten Insel gleich, die von fluiden Möglichkeiten umgeben ist. Auf dieser Insel werden politische, kulturelle und soziale Gemeinsamkeiten gesucht und gleichzeitig Abgrenzungen vollzogen, ohne ein Gegenüber im Diskurs benennen zu können. Lediglich das Begehr als standfeste Grundlage wird akzeptiert, wodurch sich die individuelle Insel zu einem kollektiven Terrain erweitern lässt. Dieser Ort ist nicht nur ein begrenzter und eingeengter Raum, sondern ebenso ein Terrain stiller Sehnsucht. Die Stabilität des Inselbodens mag zwar Halt und Klarheit vermitteln und dadurch angenehmer wirken als die unendliche Tiefe und Weite der Wassermassen, doch das Wohlgefühl ist trügerisch: Der Treibsand einer heteronormativen Kontinentalplatte bietet weder stetige Gewissheit noch ausreichend Platz für die Vielfalt der Meerestiefe. Permanent droht die Gefahr, selbst im Boden zu versinken oder durch die aufbrausende See unterzugehen.

Die Sehnsucht, doch ganz *normal* zu sein, bleibt in der queeren Existenz stets unerfüllbar und ist doch ein Konzept, dem manche ewig folgen wollen oder (meinen zu) müssen. Doch zeitgleich gibt es diese Sehnsucht nach dem anderen – nach der queeren Freiheit –, dem Leben

Donald H. Saklofske, Gerald Matthews (Hg.), *Measures of Personality and Social Psychological Constructs* (London, San Diego, Waltham, Oxford 2015), S. 721.

ohne bürgerliche Pflicht. Neidisch wird auf jene herabgeblickt, die sich von diesem normativen Terrain fernhalten und damit eine geschlechtliche sowie sexuelle Fluidität auskosten. Nur allzu oft sind Zwänge, Erwartungen und Strukturen eines heteronormativen Alltags spürbar, und schnell spiegeln dann unbekannte Tiefen sowohl Angst als auch Verlockung wider. Allein der Gedanke des Verrats an der Chance der subkulturellen Partizipation an normativen Mehrheitsstrukturen hält davon ab, dieser neidvollen Sehnsucht nachzugeben.

Der queere Anerkennungsneid offenbart die Gier nach übergeordneter Wertschätzung, und so wird jegliche Würdigung für eine queere Unordnung neidisch beäugt. Die Anerkennung des queeren Anderen schmälert die eigene Anpassungsleistung an die Norm, mindert die Wertschätzung für die dargebrachte Unterwerfung. Diese Demütigung führt zu Abgrenzung, Geringschätzung und Anfeindung innerhalb der queeren Gemeinschaft, um so zumindest durch sich selbst die eigene heteronormative Entsprechung gewürdigt zu wissen.

Der queere Anerkennungsneid pendelt zwischen dem eigenen Wunsch nach freier Entfaltung und der übermannenden Gier nach Wertschätzung für die Anpassung. Das Objekt der Referenz ist so willkürlich gewählt wie austauschbar, ist Teil einer fluiden Queerness rund um eine Insel der heteronormativen Persönlichkeit: Wohlstand, Erfolg, Amusement, Sexualität, Schönheit, Kultur und gemeinschaftliche Zusprützungen bezeugen die (un-)ausgesprochenen Diskurse um queeren Anerkennungsneid.

